

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 15. Bromberg, den 20. Januar 1937

Und ewig singen die Wälder

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(14. Fortsetzung.) ———

Teppiche kamen auf den Fußboden und Vorhänge und Gardinen an Fenster und Glastür — und dann genoß Dorthea die Freude, aus Truhe und Schüben alle die Kleinigkeiten hervorzusuchen, die sie aufstellen wollte. Das Mädchen, das bei ihr sauber machte, erzählte, es gäbe so viel Feines an Bildern und Silber und Kästchen und Schalen und Schmuck, daß es sich kaum zur Tür hineinwage.

An der inneren Bettwand hing ein merkwürdiger Gegenstand, den ihr der Vater aus katholischen Landen mitgebracht hatte. Es war ein Kruzifix. Die Christusfigur bestand aus Elfenbein, das Kreuz aus Silber und die Nägel und Buchstaben aus purem Golde. Eines der Mägde hatte dieses Kruzifix im Dunkeln leuchten sehen. Auch schwebte immer ein Wohlgeruch von Blumen in der Kammer, seit Jungfer Dorthea dort wohnte. Beinahe wie an einem Sommertag im Garten, sagten sie in der Küche.

Dorthea dankte ihrem Gott aus demütigem Herzen, daß er ihr diesen traulichen Platz für ihr ferneres Leben vergönnte. In einem ihrer Kästchen bewahrte sie drei schwere Goldstücke auf, die sie ebenfalls nach einer Auslandreise ihres Vaters bekommen hatte — und eine dieser Münzen wollte sie zum Dank opfern, wenn sie das erstemal zur Kirche kam.

Daher hatte Herr Diderich diese Weihnachten eine so unerwartete Opfergabe erhalten.

Zur Winterszeit saß Jungfer Dorthea am Ofen und nähte beim Schein des Birkenholzfeuers. Als Frühling und Sommer kamen, wurde ihr erst richtig klar, was für ein Meister Jörn Vielfalt war. In mancher frühen Morgenstunde oder am späten Abend blickte sie von Jörns Laube über die Siedlung hin. Viel hatte sie in ihrer Jugend verloren, viel aber jetzt gewonnen, gestand sie sich selbst.

Der Herbst kam und der erste kalte Winterhauch.

Ane Hammarbö war nach Björndal gekommen, nicht weil Weihnachten bevorstand, sondern weil neues Leben erwartet wurde. Tage vergingen, und Therese fühlte sich recht schlecht. Ihre ganze Kraft, all ihren Willen brauchte sie, um auszuhalten. In dieser Zeit trafen große Bogen aus der Stadt ein mit Zeichnungen und einem Brief von Hauptmann Klinge. Er habe sein Versprechen keineswegs vergessen, mancherlei Pflichten nähmen seine Zeit jedoch in Anspruch, schrieb er — und er danke sehr für den Tag auf Björndal, und wenn er mit guten Ratschlägen dienen dürfe — falls aus dem Bauen etwas würde — so könnten sie darauf rechnen, daß er mehr als gern käme.

Dag runzelte die Brauen, da ihm der Hauptmann den Gefallen nicht tat, dies Baugefasel zu lassen. Aber Therese vergaß über den schönen Zeichnungen viel von ihrem beschwerlichen Zustand.

Nach einigen Tagen ging es ihr wieder schlechter, und Dag versuchte eines Abends, seiner Frau eine Freude zu machen; sie könnten ja gegen den Sommer hin den Hauptmann hierher bitten und mit dem Hausbau bei kleinem anfangen. Therese war gerührt von seinem guten Willen, der ihn doch hart ankommen mochte, sie weinte und lachte vor Freude und fand keine Worte.

Dann war es endlich soweit. Ein Knabe wurde geboren.

Therese empfand es eigen, daß Anes harte, eiskalte Hände das winzige, warme Leben zuerst berühren sollten; es ging jedoch so sicher und schnell, und nachdem alles gut verlaufen war, dankte Therese ihrem Gott, daß ein so kundiger Mensch wie Ane ihr in der schweren Stunde beigestanden hatte.

Ein Dankesbrief für die Pläne ging an Hauptmann Klinge ab; er wäre herzlich willkommen, wenn er Zeit hätte.

In den ersten Sommertagen kam Klinge, und mit ihm eine neue Zeit auf Björndal. Er schlug vor, einige der alten Gebäude abzureißen; doch dazu sagte Dag rundweg nein. Ganz so, wie es der Hauptmann geplant hatte, fiel es daher nicht aus. Sie bauten das neue Haus an den Ostgiebel des alten an, mit großen Fenstern und viel Licht; und es wurde nicht geteert, sondern im Gegensatz zu allen anderen Häusern auf Björndal gestrichen.

Dag hatte einmal sein Wort gegeben und redete nicht dagegen, aber was geschah, gefiel ihm nicht. Fremde Leute erschienen, um dies und jenes an dem neuen Hause fertigzustellen, und zum Schluß kam jemand, der Bilder an die Wände im großen Saal malen sollte. Der Hauptmann hatte ab und zu wegfahren müssen; jetzt kam er mit dem Maler zurück — und mit noch einem Manne, der große Spiegel zwischen die Fenster setzen und überall Verzierungen anbringen mußte.

Aber der Herbst gefiel Dag schon besser; er lernte Karten spielen — und verbrachte mit dem Hauptmann und den Fremden manchen vergnügten Abend.

Zu Winters Beginn stand das neue Gebäude auf Björndal fertig, und die Möbel aus dem Holderschen Hause wurden von Tennen und Speichern geholt, hergerichtet und im Neubau aufgestellt. Die goldgepreßten Lederstühle kamen in Reih und Glied in den Saal, Kronleuchter mit vielen Kerzen spiegelten sich in den Wandspiegeln. Bilder von Thereses Vater und Großvater, Mutter und Großmutter und anderen Familienmitgliedern wurden aufgehängt, und der Künstler, der die Wände bemalt hatte, machte große Bilder von Therese und Dag. Sie glichen ihnen wohl nicht genau, waren aber farbenfreudig und hatten goldene Rahmen.

Die Holderschen Möbel reichten nicht für alle Zimmer aus, aber Dag weigerte sich, für neue Geld auszugeben. So mußte sich Jörn Vielfalt daran versuchen, die feinen Stühle und Tische nachzuarbeiten. Zuerst kam er damit

nicht recht zu Rande — sie waren so besonders, diese ausländischen Möbel; doch es galt seine Ehre und den ehrlich erworbenen Namen, denn in der Gesindestube fing man schon an, ihn Jörn Einfalt zu nennen. Es dauerte und dauerte, aber eines Tages hatte Jörn alle Schwierigkeiten überwunden; Stühle auf Stühle erschienen, und Tische dazu. Wenn sie auch den ausländischen nicht aufs Haar glichen, so mußte doch jeder staunen, wie kunstfertig sie nachgebildet waren, und Jörn erwarb sich wieder seinen alten Vielfaltnamen. Niemand konnte begreifen, daß in diesen alten krummgearbeiteten Fingern solche Fähigkeiten steckten.

Zum Frühling sollte das neue Haus bis aufs letzte fertig sein; aber die Zeit verstrich, ohne daß sie mit der Schlafkammer umzogen und sich in dem Neubau niederließen..

Therese äußerte nichts — und Dag ebensowenig.

Eines Tages vorm Essen trafen sich Dorthea und Dag in der Vorderstube. Dag hatte sein verschmitztes Zwinkern in den Augenwinkeln und war guter Laune: „Ja, nun müssen wir wohl dieser Tage mit deinen Sachen in den Neubau hinüberziehen!“

Oh, wie schmerzlich die Jungfer zu ihm aufblickte. Sie wußte ja, daß es eigentlich Therese war, die den Neubau durchgesetzt hatte — und — was sollte sie jetzt antworten?

„Wir haben dort eine hübsche, helle Kammer für dich hergerichtet“, sagte Dag, und es funkelte immer lustiger in seinen Augen.

Da brach Jungfer Dorthea aus: „Ich möchte ja viel lieber meine alte Kammer behalten.“

„Dachte ich mir schon!“

„Darf ich also bleiben?“ fragte sie gespannt.

„Ganz wie du wünschst — und ich glaube, auch wir ziehen fürs erste nicht um.“

So geschah das Merkwürdige, daß der Neubau beinahe öde stehen blieb. Die große, neue Küche wurde zwar in Gebrauch genommen — und oben auf dem Boden zogen Mägde und Frauen ein. Doch dabei blieb es. Die alte Küche mit ihren beiden Räumen zwischen Diele und Neubau verschwand, und auch auf dieser Hausseite entstand eine Vorderstube. Jörn Vielfalt schnitzte Stühle nach dem Muster der guten, altmodischen auf Björndal und Bänke und Wandschränke, Anrichte und Tische mit Seitenklappen, und die alte Küche wurde zu einem Prachtzimmer.

Therese ging gelegentlich zum neuen Hause hinüber und gab acht, daß alles blank und sauber war, sie konnte auch zuweilen bei ihren gemütlichen alten Möbeln sitzen und etwas nähen. Ja, im Frühjahr und Herbst ließ sie die Spinnrocken und Webstühle dort hinbringen, um das Licht von den großen Fenstern auszunutzen; aber auch sie fühlte kein Bedürfnis, aus der gewohnten Schlafkammer auszuziehen.

Ihre große Schwäche im Leben war — ihre Liebe zu Dag. Als sie merkte, daß er es am liebsten sah, wenn alles beim alten blieb, war sie herzensfroh, sich ihm hierin fügen zu können, ohne etwas zu entbehren.

Sie veranstalteten ein kleines Fest mit dem alten Oheim Holder, ihrem Vetter und Hauptmann Klinge und anderen Gästen aus der Stadt; dazu luden sie die Familien von Böhle und Gistad und sonstige Bekannte vom Lande ein, und es gab Musik und Spaß und frohe Festtage im großen neuen Saal; ganz nutzlos stand das Haus also nicht da. Jetzt reichte der Platz gut aus, und die Gäste aus Stadt und Land erzählten überall, was für ein mächtiger Hof Björndal wäre.

Mit dem Holzschlag in den Wäldern wechselte es, ganz nach den Zeiten; alles übrige in der Siedlung ging gut und beständig vorwärts, und Dag sah gewissenhaft überall zum Rechten.

14.

In den Monaten zwischen Verlobung und Hochzeit war Dag bemüht gewesen, alles auf dem Hof in guten Zustand zu bringen, aber wieder und wieder hatte er sich bei dem Gedanken ertappt, was wohl Tore zu seinem Vorhaben sagen würde. Ja, ihm war, als habe er den Hof nur auf eine kleine Weile geliehen bekommen — so unwirklich schien es ihm, Björndal jetzt allein zu besitzen, Hof und Siedlung, Wald und Feld; noch hatte er doch selbst von all dem Großen um sich her nichts geschaffen. Nach der Heirat fühlte er sich etwas erwachsener, da er nicht mehr allein in der Welt stand. Aber immer noch spürte er gleichsam die wachen Blicke aller Vorfahren, die ihr langes, schweres Leben hindurch gerungen hatten, zu roden, aufzubauen und alles, was heute sein war, instand zu halten. Und aus diesem Grunde rührte er offenbar nicht gern an den alten Gebäuden, an den Möbeln und an allem, was von altersher in den Stuben stand

Die Heirat und das Neue, was sie mit sich brachte — die Veränderungen, die mit den beiden Frauen auf den Hof kamen, halfen ihm sehr dabei, dem Herrgott das Gelöbnis zu halten: die Rachsucht abzulegen. Aber starker Sinn will seine Wege gehen. Ein Starrsinn mit jahrhundertealter Macht, wie er Dag im Blute saß, kann nicht plötzlich im einzelnen Menschen erstickt werden, er sucht nur Auswege, wie damals auf der Fahrt zur Weihnachtsmesse. Dag wich Gott zwar aus, schwenkte jedoch unverzüglich in die alte Bahn ein, wilder, trotziger als irgendwer zuvor. Mit einem einzigen Gelöbnis und dem guten Willen an einem einzigen Abend wurde man mit einem so alten Starrsinn nicht fertig, und nach Jahr und Tag wäre er gewiß zu seinen alten Rachegelüsten zurückgekehrt, wenn sein Gemüt nicht einen Ausweg gefunden hätte.

Papiere trafen zur Durchsicht und Unterschrift auf Björndal ein. Thereses und Dortheas Erbschaft sollte geregelt werden. Dag wurde vorgeladen, um die Sachen zu ordnen. Es handelte sich um erstaunlich große Summen. Viel davon mußte weiterhin bei Holder auf den Büchern stehenbleiben, anderes wurde frei. Dag nahm in der Stadt einen Anwalt, um sich beraten zu lassen bei der Anlage des Geldes. Daneben strömten noch viele Taler in seine Kiste im Keller, und allmählich meinte er einen Begriff von der Macht zu haben, die in der Welt herrscht. Der neue Weg, dessen sein Gemüt bedurfte, wurde der harte Weg des Geldes. Vielleicht hing es mit den großen Zahlen zusammen, daß er gegen Dorthea so gefügig war und auch in Thereses Wunsch einwilligte, das neue Haus zu bauen.

Die beiden Schwestern ahnten nicht, daß sie eine Gefahr nach Björndal gebracht hatten — die giftige Gefahr des Geldes. Dag besaß genug vorher — alles, was er für Hof und Feld und Wald brauchte. Das Holdersche Geld war Überfluß. Überfluß aber heißt Gefahr.

Thereses erster Sohn war über drei Jahre alt, ehe das nächste Kind kam. Auch dieses Mal war es ein Junge, und Ane Hammarbö nahm ihn in Empfang. Der erste war nach Dags verstorbenem Bruder Tore genannt worden; der andere erhielt den Namen Dag, und es gab ein großes dreitägiges Tauffest mit Gästen aus allen Ecken. Es war Winter und dunkle Zeit; noch lange danach ging die Erzählung von den vielen Lichtern, die sie auf Björndal gebrannt hatten. In der Siedlung wurde man nicht müde, zu all den leuchtenden Fenstern hinaufzublicken. Bald darauf kam von Hammarbö Nachricht, Therese möge hinkommen und den Kleinen mitbringen, es gehe der alten Ane seit kurzem nicht gut.

Therese fuhr augenblicklich hin. Auf Hammarbö wurde sie in die Herdstube gewiesen, die sie noch nie betreten hatte. Es gab dort keine Fenster, und auf dem Herd glomm es nur schwach, so daß es beinahe dunkel war. Herber Geruch wie von versengten Kräutern lag in der Luft.

Die Tür schloß sich hinter Therese, sie fühlte sich recht benommen so allein und im Halbdunkel. Noch erschrockener war sie, als sie irgendwo aus dem Dunkel einen Seufzer hörte; aber sie tröstete sich mit dem Gedanken, der Laut komme von dem Gluthaufen auf dem Herd. Plötzlich ließ sie den kleinen Dag beinahe auf den Fußboden fallen: ein Seufzer wie aus den Tiefen der Erde ertönte von irgendwoher. Therese blickte sich erstaunt um, und jetzt hatten sich ihre Augen an die Finsternis gewöhnt. Ihr Blick drang bis in das Dunkel des Bettes drüben im Schattenwinkel auf der anderen Herdseite. Dort saß Ane nach alter Weise im Kurzbett, und ihre Augen leuchteten im Herdschein wie glühende Kohlen im Finstern. Das Kopftuch lag glattgestrichen weit in der Stirn — ihre alterskrummen Finger umkrallten wie Raubvogelklauen die Bettkante; der Mund war wie ein Strich, die Nase scharf wie eine Messerschneide, und das Kinn stand stark und fest vor, unverbrüchlich wie das Gesetz des Lebens.

„Guten Tag, Ane“, sagte Therese, erhob sich und trat, noch halb benommen, an das Bett heran. „Du bist krank, höre ich.“ Ane ließ wieder einen Seufzer aus der Tiefe hören, um Luft zu holen, dann kamen die Worte: „Das ist der Tod!“

„An so etwas muß man nicht denken", antwortete Therese, und ein feuchter Schleier legte sich ihr über die Augen.

„Wenn einer nicht mehr steht, ist es besser, er geht" entgegnete Ane nur.

„Du warst doch Weihnachten noch so munter", warf Therese ein.

Ane erwiderte nichts. Ihre Augen glühten den kleinen Dag starr an. „Leg den Kleinen hierher! Schüre die Glut." Die Stimme klang hart und unerbittlich.

(Fortsetzung folgt.)

Paul Stoffa schlägt sich durch . . .

Abenteuerliche Weltreise eines ungarischen Offiziers.

Von Alfred Dirks.

In jedem echten Ungarn lebt ein starker Drang nach Freiheit. Es ist kein Zufall, daß nächst dem deutschen Volke gerade das ungarische sich besonders leidenschaftlich gegen die ihm aufgezwungenen Friedensdiktate auflehnte und nichts versäumte, um immer wieder die Augen der ganzen Welt auf das ihm zugefügte Unrecht hinzulenken.

Jeder Zoll ein heißblütiger, tatkräftiger Ungar, so steht auch der frühere ungarische Major Paul Stoffa vor uns, dessen abenteuerliches Leben erst kürzlich durch seine im Auslande veröffentlichten Kriegserinnerungen bekannt geworden ist.

Aus dem Lager von Skotovo entwichen!

Major Stoffa geriet kurz nach Ausbruch des Weltkrieges in russische Gefangenschaft und wurde nach dem unwirtlichen Lager von Skotovo hart an der mandschurischen Grenze verschickt. Es war rings von Seen, Urwäldern und Sümpfen umgeben und damit wie geschaffen zur Unterbringung von Kriegsgefangenen. Hätten die Russen nur geahnt, welchen unerschrockenen Draufgänger und Ausreißer sie in dem kleinen, unscheinbar wirkenden Ungarn hinter dem Drahtverhau beherbergten, so würden sie besser auf ihn acht gegeben haben.

Eines Morgens war Stoffa jedenfalls davongelaufen, ohne daß ein Wachtposten seine Flucht in den Urwald bemerkt hatte. Er hatte bereits im Lager Verbindung zu Wodkaschmugglern aufgenommen und war dank ihrer Hilfe aus der Hölle von Skotovo ausgebrochen. Sie ließen ihn gleich bis nach — Peking mitgehen. Es war ein tollkühnes Wagnis. Kosaken und russische Grenzer schwärmten ständig hinter den Wodkaleuten her, die von einem riesigen Tajgabewohner namens Iwan geschickt geführt wurden. Noch jeder Kriegsgefangene, der mit den Schmugglern gemeinsame Sache gemacht, war auf der Strecke geblieben. Sei es, daß ihn die herumstreifenden Kosaken doch noch schnappten und dann kurzerhand töteten oder daß er den Wodkagängern zu viel Umstände machte und von ihnen im Stiche gelassen oder als lästiger Mitwisser aus dem Wege geräumt wurde. An dem drahtigen Ungarn aber schien Iwan der Ungeschlachte einen Narren gefressen zu haben. Er half ihm über die Grenze.

Iwan — aber dafür!

Jähzornig und gewalttätig, sobald sich ihm jemand hindernd in den Weg stellte, aber verläßlich und treu wie Gold gegenüber jedem, der sein Vertrauen erworben — so war dieser Naturbursche. Er sprach dem Wodka in unheimlichen Mengen zu, ohne sich gehen zu lassen. Selbst auf den tollsten Fahrten trennte sich dieser Steppenmann niemals von seinen umfangreichen Toilettenartikeln. Er hielt mit peinlicher Sorgfalt auf guten Scheitelsitz und saubere Rasur im Urwald, ging stets ordentlich gekleidet, als betreibe er das Handwerk eines ehrsamen Modeschneiders und nicht das eines Wodkaschmugglers.

Sein Wort galt mehr als das manches zivilisierten Laffen, der sich in diese Einöden verlor. „Ich habe Ihnen versprochen, Sie über die Grenze zu bringen", versicherte er dem Ungarn, „und das halte ich". Er hielt es selbst dann, als er an der Grenze seinen Schutzbefohlenen mit eigenem Leibe deckte, ihm den Übergang ermöglichte und dafür selbst von den Kosaken geschnappt wurde.

Jenseits der rettenden Grenze beobachtete Stoffa mit einigen anderen Gefährten, wie die Kosaken ihren Gefangenen mit Stricken banden und ihn in den Sattel eines zottigen Pferdchens zerrten. Umgeben von einem halben Dutzend seiner Häscher verschwand er bald den Blicken der Gefährten, ein Standgericht und eine gnädige Kugel waren Iwan, dem Rebellen und Unruhestifter, sicher.

Verhängnisvolle Rasur auf dem Atlantik.

Die Chinesen nahmen den ungarischen Major sehr freundlich auf und verschafften ihm alles Nötige zu seiner beschwerlichen Weiterreise. In Nanking schiffte er sich auf einem Frachtdampfer nach Seattle ein. Zusammen mit einigen flüchtigen Deutschen wollte er versuchen, sich bis in die Heimat durchzuschlagen. Die Bordbehandlung war indessen alles andere als zuvorkommend. „Sobald das Schiff in See stach, tat der Erste Maschinist auch alles, damit wir uns „heimisch" fühlen sollten", schrieb Stoffa damals in sein Tagebuch, „mit anderen Worten, er forderte uns auf, uns nützlich zu machen und die Kessel zu putzen." Und bei der Ankunft in Seattle hatte der Kapitän nichts Dringenderes zu tun, als die Flüchtlinge als blinde Passagiere gegenüber den amerikanischen Behörden hinzustellen.

Während seine sämtlichen Gefährten auf Grund der Aussagen des Kapitäns als verdächtige Ausländer verhaftet wurden, gelang es Stoffa, auch hier dem „Feinde" ein Schnippchen zu schlagen. Mit dem Paß eines norwegischen Heizers versehen, arbeitete er sich von Seattle nach San Franzisko und von dort nach Newyork durch. Im Hafen der Weltstadt heuerte er auf einem schwedischen Schiff an. Ein Deutscher, der ebenfalls „nach drüben" wollte, schloß sich ihm an.

Alles ging anfänglich gut. Beide kamen glücklich durch verschiedene Kontrollen englischer Kriegsschiffe. Eines Tages aber beging der Kamerad Stoffas eine Riesendummheit. Er rasierte sich seinen stattlichen Vollbart ab und wurde bei der nächsten Paßkontrolle auf hoher See von einem britischen Offizier als — deutscher Korpsstudent erkannt. Gar zu deutlich brannten die Schmisse auf der bartlosen Wange. Da half den beiden Ausreißern kein noch so guter Paß. Statt in Schweden zu landen, wurden sie in englischen Gewahrsam genommen und sahen sich bald hinter dem Drahtverhau eines englischen Kriegsgefangenenlagers.

Tabakessen und Herzklopfen.

Von seinem unglückseligen Leidensgefährten getrennt, kam der Ungar nach der Insel Man. Er ließ hier nichts unversucht, um so bald wie möglich wieder auf freien Fuß zu gelangen. Kein anderer Gedanke als der einer waghalsigen Flucht beseelte ihn. Zunächst galt es, ins Spital für die „Prisoners" zu kommen. Man mußte sich den Anschein eines Leidenden, Schwerkranken zu geben wissen. Mit unerhörter Energie trainierte Stoffa darauf hin. Er fastete tagelang, verkniff sich alles Trinken und nährte sich nur von Tabakfetzen, die er sich von seinem Taschengeld erübrigte. So glaubte er bald die erforderlichen Symptome von Herzleiden und Nervenzerrüttung aufweisen zu können, und meldete sich krank.

Stoffa kam auf die Krankenliste und wurde dem Lagerarzt vorgeführt. Dank dem planmäßigen Nikotinverzehr und der Aufregung ob des Gelingens seines Planes hatte der Gefangene das vorschriftsmäßige Herzklopfen eines Schwerkranken und fühlte sich schwach und elend genug, um jeder medizinischen Untersuchung „gewachsen" zu sein.

Der Arzt, ein alter, jovialer Herr, untersuchte sehr genau. Stoffa täuschte plötzliches Unwohlsein vor und fiel dem Mediziner ohnmächtig in die Arme. Der ließ ihn in aller Ruhe wieder „zu sich kommen", schlug ihm freundlich auf den Rücken und meinte mit listigem Augenzwinkern: „Ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß Ihr Fall nicht unheilbar ist. Die Therapie, die ich Ihnen vorschlage, ist ebenso wirksam wie einfach. Alles was Sie zu tun haben ist dies: Rauchen Sie künftig Ihren Tabak, und essen Sie ihn nicht.

Der Weg ins Freie.

„Where is a will — there is a way!" Diese Losung der zähen Angelsachsen machte sich auch der Gefangene zu eigen. Wo ein Wille — ist auch ein Weg! Paul Stoffa unternahm einen Fluchtversuch nach dem anderen. Man bestrafte ihn hart, ohne aber verhindern zu können, daß der Häftling bei nächster sich bietender Gelegenheit wieder

einen Ausbruch unternahm. Er entwickelte sich im Laufe der Zeit geradezu zu einem Spezialisten auf diesem Gebiet. Nach mehreren Fehlschlägen glückte es ihm, aus dem Lager zu entweichen und — ständig von Beamten von Scotland Yard verfolgt — nach London zu fliehen. Ein wahres Kesseltreiben setzte gegen ihn ein. Vielleicht wäre er kurz vor Erreichung seines Zieles — auf neutralem Boden eines schwedischen Seglers — noch einmal gestrauchelt, aber dieses Mal half ihm Fortuna. Mit dem Augenblick der Verkündung des Waffenstillstandes betrat der ungarische Major Paul Stoffa die Planken des Schoners „Elisa". Denn stärker als alle Widerstände einer feindlichen Welt lebte in diesem Manne der unbändige Drang nach Freiheit.

Offenbarung eines Herzens.

Skizze von **Walter Siemes.**

Wie es in alten Berichten und Chroniken stand, so war es auch diesmal: An der Loreley, wo das Rheinbett sich plötzlich verengt, kam das Eis zum Stehen, es „setzte" sich, und die nachdrängenden Schollen konnten, so wütend sie auch angriffen, den Riegel nicht mehr durchbrechen.

Schon Tage vorher hatte man an den Ufern die Landungsbrücken eingezogen und die Verladerampen in Sicherheit gebracht. Längst waren die Schiffe in die Häfen geflüchtet und ankerten nun, Schlepper und Kähne, wohlausgerichtet hinter den schützenden Molen.

An den Kais standen Uferleute und Schiffsleute und sahen großäugig auf den verwandelten Strom. Junge Leute, die das seltene Schauspiel noch nicht erlebt hatten, wunderten sich, daß keine glatte Fläche entstand, sondern eine wildzerklüftete Eislandschaft, deren bizarre Formen sich hier und da bis zu drei Metern auftürmten. Krachend rannten die Schollen gegen den rasch wachsenden Riegel, schoben sich unter und schichteten sich über das „gesetzte" Eis, und nicht selten gar richteten sie sich im Anprall hochauf, daß sie, festgeklemmt von den nachdrängenden Massen, aufrecht stehen blieben. Mehr und mehr rückte die Eisgrenze zu Berg.

Da nun fing unter Schiffsleuten und Einheimischen ein großes Erinnern, Überlegen und Streiten an, ob man am nächsten Tage schon würde über den Rhein gehen können, sofern überhaupt von „Gehen" die Rede sein dürfe und man nicht besser „Klettern" sagen wolle. Sie kamen darüber zu keinem Ergebnis. Nur darüber herrschte Einmütigkeit, daß der erste Übergang nicht ohne Gefahr sei, weil die eigenwillig ineinandergefügten Blöcke hier und da Lücken hätten entstehen lassen, die nachher nur dünn vereist sein würden.

In den Schenken des Dorfes, denen die fremden Schiffsleute seit ihrer unfreiwilligen Muße neues Leben gebracht hatten, setzten sich am Abend die Gespräche darüber fort, und die alten Leute lieferten dazu manch wunderlichen Beitrag. —

Am anderen Morgen verbreitete sich im Dorf wie ein Lauffeuer die Kunde, daß einer unterwegs über den Strom sei. Da schmiß der Schuster den Hammer hin, der Schreiner den Hobel, alles rannte die Gassen hinab an den Rhein.

Zu Klumpen geballt — das schützte ein wenig vor der angreifenden Kälte — standen sie und schauten mit großen Augen dem erregenden Schauspiel zu. Und erregend war es in der Tat. Nicht nur weil der Mann — „Es ist der Johannes, Steuermann auf der „Luise", hörte man sagen — sich vor dem Ausgleiten hüten, nicht nur weil er die kataraktene Eiswildnis kletternd und kraxelnd überwinden mußte, sondern vor allem deshalb, weil jede Scholle mit vorgestrecktem Fuß auf ihre Tragfähigkeit hin abgetastet und abgedrückt werden mußte. Jeden der dreihundert Meter, die der Fluß an dieser Stelle breit war, galt es, einzeln zu erkämpfen.

Es war schön und beängstigend zugleich, zuzusehen, wie der Verwegene, schwarz wie ein Scherenschnitt vor dem weißen Hintergrund, sich langsam vorwärtsarbeitete, hier kleiner, dort größer wurde, wie sich auf den Eishöhen seine ganze aufgereckte Gestalt den Blicken darbot, um gleich darauf in einer Versenkung zu verschwinden, daß kaum mehr als der Kopf zu sehen blieb. Er mochte jetzt die Mitte des Stromes erreicht haben, und die auf der anderen Seite Zusammengelaufenen begannen schon zu winken. Da plötzlich verschwand er. Kein Zipfelchen war mehr von ihm zu sehen. Aber sogleich mußte er wieder auftauchen, gleich mußte er wieder aus der Mulde hervorkommen . . . Er kam nicht.

Es war eine unheimliche, eine atemlose Stille, nur der Wind tönte in langen Zügen. Die Gesichter sahen noch weißer aus als vorher. In den Augen fieberte es, die Hände der Frauen griffen nach den Armen der Männer und krampften sich fest. Verzweifelt bohrten sich die Blicke in die weiße Stelle, an der soeben Johannes verschwunden war.

Eine halbe Minute verging — nichts war zu sehen, nichts war zu hören. Nur der Schrei eines Mädchens stand plötzlich in der Luft, ein hilfloses Schluchzen, das der Wind davontrug.

Da liefen, mehr aus innerem Zwang als aus Überlegung, vier, fünf Leute den Kai hinab und betraten den Strom. Gleichzeitig begannen, als seien sie plötzlich aus einer Ohnmacht erwacht, die Leute am Ufer zu schreien: „Johannes! Johannes!" Flehend und schmerzlich flatterte der Name in der eisigen Luft.

Gleich als hätten die Rufe geholfen, erschien nun drüben ein Kopf, und der ganze Johannes reckte sich, schwarz wie ein Scherenschnitt, hinterher. Nun drehte er sich gar noch um und winkte lebhaft zurück, um darauf zum Jubel der Befreiten seinen Weg fortzusetzen — denselben Weg, den er später, nachdem er sich drüben mit einem Schoppen gestärkt, munter und fadentrocken zurückkam . . .

Verwundert hörte er von dem großen Schrecken, den sein Verschwinden heraufbeschworen hatte. Wie denn? Nichts war geschehen, es sei denn dies: daß ihm bei der Kraxelei ein Schnürriemen gerissen war, den er in einer Mulde, wo der Wind ihn nicht so angriff, geflickt hatte, was mit den klammen Händen nicht eben rasch vonstatten ging.

Viel mehr aber noch verwunderte sich Johannes über eine andere Nachricht: daß bei dem vermeintlichen Unglück sich unversehens ein Mädchenherz in Schreien und Schluchzen geoffenbart habe und daß dieses Herz keiner andern gehöre als der schönen Gabriele, der Tochter des Wirts „Zum Kurfürsten". Diese Nachricht ließ sein Blut jäh und heiß zum Herzen strömen, daß der blutleere Kopf für Sekunden ohne Gedanken war — —.

Als sich etliche Zeit später der Rhein aus der Gefangenschaft des Eises befreite und die „Luise" fröhlich die Anker lichtete, stand am Kai ein schönes Mädchen, Gabriele mit Namen, und winkte dem davonziehenden Schleppschiff nach, bis nichts mehr von ihm zu sehen war.



Lustige Ecke



Die Frage an den glücklichen Vater.



„Grade oder ungrade?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p. beide in Bromberg